Bei DIOKLES hebt Flashar die Verbindung melancholischer Verstimmung mit Verdauungsstörungen hervor (S. 51), bei der schon erwähnten Schule des ARISTOTELES auch die Erkenntnis erhöhter Selbstmordgefährdung, bei ARETAIOS die scharfe klinische Beobachtung: hier findet sich zum erstenmal die Definition der Melancholie als einer Mutlosigkeit, die auf einer einzigen Wahnvorstellung beruht (S. 77) – also das «*délire exclusif*» PINELS, die «*monomanie*» ESQUIROLS. SORAN, der die Melancholie ohne humoralpathologische Begründung darstellt und durch seelische und geistige Einflüsse zu beheben sucht, wird gebührend gewürdigt. (Der Methodiker SORAN hat die Melancholie im allgemeinen auf eine zu große *Spannung* des Gewebes mit Verengung der hypothetischen Poren – *status strictus* – zurückgeführt, nicht – wie auf S. 82 irrtümlich mitgeteilt wird – auf Erschlaffung.)

Geradezu begeistert äußert sich Flashar über RUFUS. «Selbst die unvollständige Kenntnis der Schrift des Rufus» – wie Flashar sie aus den überlieferten griechischen, arabischen und lateinischen Bruchstücken mit großer Umsicht für sich rekonstruiert hat – «läßt das Urteil zu, daß Galens Abhandlung über die Melancholie ... durch Rufus weit in den Schatten gestellt wird» (S. 104). GALENS Leistung liegt einmal mehr in der Systematisierung des Vorgefundenen. Damit hat er u. a. auch die mittelalterliche, bis heute nachwirkende Doktrin der vier Temperamente vorbereitet.

Besonders verdienstvoll ist es, daß Flashar auch die nachgalenischen Autoren POSEIDONIOS (der nicht mit Ciceros Lehrer, dem Stoiker Poseidonios identifiziert werden darf, sondern erst im 4. Jahrhundert n. Chr. lebte) und ALEXANDER von TRALLEIS in seine Untersuchung einbezieht. Besonders der letztere erscheint als Mann von Format, der die überlieferten Lehren selbständig durchdacht und gestaltet hat und seine Darstellung mit zahlreichen klinischen Beobachtungen untermauert.

Es ist Flashar gelungen, den antiken Melancholiebegriff in der ganzen Komplexität und Differenzierung, die die historische Entwicklung ihm verlieh, darzustellen. Seine Aussagen sind durchwegs gut belegt; vor interessanten, aber ungenügend fundierten Spekulationen hütet er sich. (Daß da und dort auch andere Interpretationen und Akzentsetzungen möglich sind, versteht sich von selbst). Zudem hält es Flashar nicht unter seiner Würde, klar und verständlich zu schreiben. All dies verleiht seiner Studie eine Zuverlässigkeit, die man leider gerade im Bereich der sogenannten Problemgeschichte nur zu oft vermißt.

H. Koelbing

10. HANS JENZER, *Dr. med. Johann Friedrich von Herrenschwand, ein Berner Arzt im 18. Jahrhundert.* 266 Seiten. Francke, Bern 1967. Fr. 29.–.

Der Autor, Spezialist für innere Medizin und Privatdozent für Geschichte der Medizin in Bern, hat mit großer Sorgfalt alles, was sich in Büchern, Akten, Briefen und anderen Schriften über J. F. v. Herrenschwand (1715–1798) finden ließ, durch-

gearbeitet und legt als Ergebnis seiner Studien eine aufs beste dokumentierte Biographie dieses vergessenen Schweizer Arztes vor. J. F. v. Herrenschwand war ein weltoffener, weitgereister Mann und tüchtiger Arzt, der in seinem kosmopolitischen Jahrhundert internationales Ansehen genoß. Der äußere Höhepunkt seiner Laufbahn war seine Tätigkeit als Leibarzt des letzten polnischen Königs, Stanislas August, in den Jahren 1766–1768. Dieser kurze Abschnitt seines Lebens nimmt dann auch in Jenzers Darstellung mit Recht den verhältnismäßig breitesten Raum ein (100 Seiten); er behandelt ihn im 2. Kapitel gleich nach der kurzen «Lebensbeschreibung», mit der das Werk beginnt.

Am Anfang des großen Polen-Kapitels gibt Jenzer eine kurze Schilderung der polnischen Verhältnisse, aus der mancher Leser wohl zum erstenmal etwas von den Verdiensten Stanislas Augusts um das kulturelle Leben seines Landes erfährt. v. Herrenschwand hatte Teil an diesen Bestrebungen, indem er ein großes Projekt für eine medizinisch-ökonomische Akademie ausarbeitete. Diese Akademie sollte sowohl medizinisch wie chirurgisch geschulte Allgemeinpraktiker für das weite Land ausbilden. Das Konzept entspricht durchaus dem Geist der Aufklärung, der auf das Wohl der Völker und auf die Überwindung alter Vorurteile (wie die Geringschätzung der Chirurgie) gerichtet war; trotzdem hat Jenzer gewiß Recht mit seiner Auffassung, daß von Herrenschwands Warschauer Akademie etwas Neues und Bahnbrechendes hätte sein können – wenn sie nur wirklich gegründet worden wäre. Doch Stanislas August hatte dringendere Sorgen.

Das 3. Kapitel ist für den Medizinhistoriker besonders interessant: es behandelt die Beziehungen von Herrenschwands zu Albrecht von Haller. v. Herrenschwand, der von 1747 bis 1755 in Paris lebte (seit 1750 als Arzt des Schweizer Garderegimentes), vermittelte geschickt in einem Gelehrtenstreit zwischen Haller und Senac. In seinen letzten Lebensjahren (1775–1777) holte der kranke Haller unter anderem auch bei v. Herrenschwand ärztlichen Rat, ohne diesen jedoch zu befolgen. Ein eindruckliches Beispiel dafür, wie undankbar es sein kann, berühmten Kollegen raten zu müssen!

Es folgt eine ausführliche Analyse des wissenschaftlichen Werkes v. Herrenschwands. Dieses besteht in einer Dissertation über Quecksilber, einem mit viel Geheimniskrämerei propagierten Bandwurmmittel (das Filix mas enthielt), einem mittelmäßigen Lehrbuch und der Mitarbeit in gelehrten Gesellschaften. Jenzer kommt zum Schluß, v. Herrenschwand sei kein Wissenschaftler gewesen; um dies zu begründen, hätte es nicht des Aufwandes von 60 Seiten bedurft.

Zwei kürzere Kapitel befassen sich mit einigen diplomatischen Missionen, die v. Herrenschwand – als Amateur sozusagen – übernahm, und mit seinem Verhältnis zu der stolzen Stadt Bern, die den angesehenen Mann nur zögernd in ihr Bürgerrecht aufnahm.

Mit einer im ganzen gut ausgewogenen «zusammenfassenden Würdigung» schließt Jenzer seine Biographie; es folgen noch Literatur- und Bilderverzeichnis sowie ein Namenregister.

Der Gesamteindruck: Johann Friedrich v. Herrenschwand war keine historisch bedeutende Persönlichkeit, weder als Mediziner noch unter dem Gesichtspunkt der Schweizergeschichte. Trotzdem hat dieser Arzt nun eine Biographie bekommen, die im Umfang der Virchow-Biographie von Ackerknecht entspricht. Offensichtlich hat sich Jenzer von der Begeisterung für seinen kleinen Helden hinreißen lassen und das zutage geförderte Tatsachenmaterial in allzu großem Umfang, ohne genügende Auslese und Straffung, in sein Buch aufgenommen. Wer sich jedoch eingehend mit der schweizerischen (oder polnischen) Medizin- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts befaßt oder wer bei irgendwelchen Spezialforschungen auf den vielseitigen Murtener Arzt stößt, der wird Jenzers Buch mit Gewinn konsultieren und ihm für seine große Arbeit Dank wissen.

H. M. Koelbing

11. WOLFGANG KLOPPE, *Medizinhistorische Miniaturen. Realismus und Idealismus in Medizin und Naturphilosophie, dargestellt an typischen Persönlichkeiten und Ideologien*. 208 Seiten. Ohne Verlag. Gedruckt in Mannheim 1966.

Der Berliner Arzt Kloppe hat seine Zeitschriftenaufsätze zu einem Band vereinigt, der dank der Unterstützung durch die Firma C. F. Boehringer und Söhne in Mannheim sehr hübsch ausgestattet werden konnte. Bruno Kröll hat in Kloppe's Texten zahlreiche Motive für seine Rötzelzeichnungen entdeckt; so sieht man etwa auf S. 131 über der staunenden Bevölkerung von Weimar eine Montgolfière aufsteigen – Illustration zum Aufsatz «Virchows Rede über Goethe als Naturforscher». Der Untertitel charakterisiert eigentlich nicht das Buch – es ist keine geschlossene Darstellung oder in sich zusammenhängende Analyse der angedeuteten Problematik – sondern bloß das Interesse, das den Verfasser bei der Auswahl seiner Themen leitete: die Polarität zwischen Anschauung und Spekulation, zwischen Materie und Geist, und die Versuche, diese Polarität denkend zu bewältigen. Aus diesem Gesichtspunkt heraus schreibt Kloppe unter anderem über Hufeland, K. E. von Baer, Schiller, Goethe (anhand von Virchows Goethe-Rede), Schopenhauer und den zeitgenössischen Philosophen Eduard May. Die historischen Beiträge erschließen weder neue Fakten noch neue Einsichten, aber sie rufen manches, was wenig bekannt ist, in Erinnerung.

H. M. Koelbing

12. LUDWIG EDELSTEIN, *Der hippokratische Eid*. Mit einem forschungsgeschichtlichen Nachwort von HANS DILLER. Artemis-Verlag, Zürich/Stuttgart 1969.

LUDWIG EDELSTEIN, einer der hervorragendsten Historiker-Philologen der Medizingeschichte des Altertums, gab 1943 die Resultate seiner Forschungen über den «Hippokratischen Eid» in der Studie *The Hippocratic Oath* heraus, die Aufsehen erregte und bei vielseitiger Zustimmung nicht unwidersprochen blieb. Seine Darstellung ist so bedeutend, daß es berechtigt erscheint, sie ein Vierteljahrhundert später nochmals herauszugeben. – Edelstein sind bei dem vielumstrittenen Thema des hippokratischen Eides zwei Dinge gelungen, die von der Medizin-